

Mittelhochdeutsch übersetzen als grammatisches Problem

Sonja Zeman

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Zeman, Sonja. 2026. "Mittelhochdeutsch übersetzen als grammatisches Problem." In *Deutsch diachron übersetzen: mediävistische, translationswissenschaftliche und linguistische Perspektiven auf das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen*, edited by Wolfgang Beck, Holger Runow, and Andrea Schindler, 115–40. Berlin: De Gruyter.
<https://doi.org/10.1515/9783111073026-007>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

CC BY 4.0



Mittelhochdeutsch übersetzen als grammatisches Problem

1 Quines Gedankenexperiment Gavagai

Ist es möglich, einen Satz aus einer Sprache A in eine Sprache B adäquat zu übersetzen? Oder bleiben die Sätze einer Sprache immer zu einem bestimmten Grad unübersetzbar, weil jede Sprache von ihren eigenen spezifischen Regularitäten, ihren eigenen semantischen Konzepten und ihren eigenen kulturellen Bezugsrahmen geprägt ist, die sich eben nicht eins zu eins in eine andere Sprache übertragen lassen?

Eine der bekanntesten Erörterungen dieser Übersetzungsproblematik in der Linguistik ist sicher Quines Gedankenexperiment „gavagai“ (Quine [1960] 2010: 51–52), das Quine selbst als Beispiel einer „radikalen“ Übersetzungssituation bezeichnet. In diesem Gedankenexperiment möchte eine sprachwissenschaftlich forschende Person eine ihr bislang unbekannte Sprache verstehen, die keinerlei Verwandtschaft mit den Systemen bislang bekannter Sprachen aufweist und für die es noch kein Lexikon, keine Grammatik und keine Übersetzungs-Applikation gibt. Sie macht sich daher mit einer muttersprachlichen Gewährsperson auf den Weg, um diese unbekannte Sprache zu untersuchen. Als dabei ein Kaninchen vorbeihoppelt, deutet die Gewährsperson auf das Tier und äußert: „gavagai“. Es liegt in einer solchen Situation nahe anzunehmen, dass *gavagai* ein Ausdruck der bislang unbekannten Sprache ist und vermutlich eine Entsprechung für ‚Kaninchen‘ oder ‚Das ist ein Kaninchen‘ darstellt. Es scheint also zunächst so, als ob man diese neu entdeckte Korrelation – *gavagai* ‚Kaninchen‘ – als Eintrag in ein neu zu entstehendes Lexikon aufnehmen könnte. Letztlich bleibt das Quine zufolge aber eine bloße Vermutung, denn offen bleibt die Frage: Woher lässt sich wissen, ob *gavagai* tatsächlich dem Konzept von ‚Kaninchen‘ bzw. dem entsprechenden Prädikat ‚Das ist ein Kaninchen‘ entspricht? Es wäre schließlich denkbar, dass der Ausdruck nicht notwendigerweise die Gesamtheit einer Entität, also das Kaninchen selbst bezeichnet, sondern möglicherweise alternative Konzepte wie die folgenden:

- Das Zeitstadium eines bestimmten Kaninchens.
- Die Gesamtheit nicht abgetrennter Kaninchenteile.
- Die Eigenschaft von Kaninchenhaftigkeit.
- ...

Aus der Tatsache, dass der gleiche Stimulus – das vorbeihoppelnde Kaninchen – in Sprache A *gavagai* und in Sprache B *Kaninchen* als Reaktion hervorruft, abzuleiten, dass *gavagai* und *Kaninchen* konzeptionelle Entsprechungen sind und das Gleiche in gleicher Weise bezeichnen, ist daher eine problematische Schlussfolgerung, denn sie berücksich-

tigt nicht die Tatsache, dass Entitäten wie Kaninchen in Sprache A und B nicht notwendigerweise auf gleiche Weise konzeptionalisiert werden müssen: „[the linguist] is just taking for granted that the native is enough like us to have a brief general term for rabbits and no brief general term for rabbit stages or parts“ (Quine [1960] 2010: 51–52).

Diese Bedeutungsproblematik, die grundsätzlich jeder Übersetzungssituation inhärent ist, wird als semantische Unbestimmtheit („semantic indeterminacy“) bezeichnet und hat in der Sprachphilosophie große Debatten stimuliert. Ziel des vorliegenden Artikels ist es jedoch nicht, das Quine’sche Problem der semantischen Undeterminiertheit zu diskutieren (oder gar eine neue Interpretation oder Lösung vorschlagen zu wollen). Quines Gedankenexperiment bildet vielmehr einen allgemeinen Bezugsrahmen für die Betrachtung der Problematik diachronen Übersetzens aus linguistischer Sicht:

- i. Übersetzen wird im Folgenden aus einer handlungspragmatischen Perspektive betrachtet, die der Ausgangssituation im Gedankenexperiment entspricht, d. h. aus einer Perspektive, die das *Übersetzen* als Herantasten an eine fremde Sprache sieht und damit mehr als Methode und Erkenntnisinstrument – im Gegensatz zu einer *Übersetzung* als ein textuelles Produkt, i. e. eine abgeschlossene und fixierte Übertragung eines Texts der Sprache A in einen Text der Sprache B.
- ii. Zudem plädiert der Beitrag dafür, historische Sprachstufen wie die des Mittelhochdeutschen aus einer typologischen Sicht und damit zunächst als eine fremde Sprache zu betrachten (vgl. auch Wegera, Schultz-Balluff, Bartsch 2019), um damit der Gefahr entgegenzuwirken, aus der Kenntnis der späteren Sprachstufe des Gegenwartsdeutschen Vorannahmen ungeprüft auf die älteren Sprachstufen zu übertragen.
- iii. Es soll am Beispiel des Mittelhochdeutschen gezeigt werden, dass aus einer solchen Perspektive grammatische Bedeutungskomponenten deutlich werden können, die angesichts der augenscheinlichen Nähe von Ausgangs- und Zielsprache beim diachronen Übersetzen nicht immer auf den ersten Blick sichtbar sind. Auch beim Übersetzen grammatischer Formen spielt damit die Frage nach der genauen Konzeptionalisierung (Kaninchenentität, Kaninchenteil oder Kaninchenhaftigkeit?) eine zentrale Rolle – und stellt einen Grund dafür dar, dass die Wiedergabe grammatischer Semantik zum Übersetzungsproblem werden kann.

2 Übersetzungspraxis in der historischen Sprachwissenschaft

In der Übersetzungskritik ist es zu einem Topos geworden, von der ‚Unübersetzbarkeit‘ insbesondere literarischer Texte zu sprechen (vgl. Huntemann 1992; Kopetzki 1996; Rei-

chert 2017)¹. Da eine Übersetzung stets nur eine Annäherung an den Text geben kann, bringt jede Übersetzung unausweichlich einen Bedeutungsverlust und eine Form der Neuinterpretation mit sich, so dass eine vollständige Reproduktion eines Textes der Ausgangssprache in der Zielsprache ein unerreichbares Ideal bleiben muss:

„[...] every translation is the expression of a particular understanding of the original text. Every translation offers only an approximate rendition of what can be read in its original, because a complete semantic reproduction of the source text is an impossible ideal. The original text will never be fully captured by any translation.“ (Weren 2002: 125)

Dieses Problem stellt sich grundsätzlich bei jedem einzelnen Wort und bei jeder einzelnen grammatischen Struktur, wird aber besonders deutlich beim Versuch Metaphern, Wortspiele und lexikalische Doppeldeutigkeiten aus einer Ausgangssprache A in die Zielsprache B zu übertragen. Sowohl in Bezug auf die einzelnen Formen oder Konstruktionen als auch auf der globalen Textebene erfordert Übersetzungspraxis damit Entscheidungen, wie der Zieltext die Bedeutung und Struktur des Ausgangstexts möglichst angemessen wiedergeben kann. Die Übersetzungsproblematik liegt dabei häufig darin, dass eine Annäherung möglicherweise auf den verschiedenen sprachlichen Ebenen von Lexik, Phonologie, Morphologie, Syntax und Pragmatik herzustellen ist, diese in der Regel aber nicht für mehrere oder gar alle Ebenen gleichzeitig erreicht werden kann. Beispielsweise kann die Annäherung der Übersetzung an die Reimstruktur des Ausgangstextes dazu führen, dass die syntaktische Konstruktionen nicht beibehalten werden können oder Lexeme mit einer entsprechenden Wortlänge oder rhythmischen Struktur anderen Lexemen vorgezogen werden, die möglicherweise besser die Bedeutung der jeweiligen Wörter wiedergeben könnten. Versucht man dagegen, die syntaktische Struktur des Ausgangstextes möglichst genau abzubilden, entfernt sich die satzbautreue Übersetzung in der Regel von der ästhetischen Wirkung des literarischen Originals.

In der Konsequenz müssen Entscheidungen darüber getroffen werden, welchen Aspekten bei der Übersetzung die höchste Priorität zugesprochen werden soll. In der Übersetzungstheorie wird in dieser Hinsicht zwischen Text- vs. Sinn-treue differenziert. De Waard & Nida 1986 schlagen zur weiteren Differenzierung ein Modell vor, das zwischen vier unterschiedlichen Modifizierungsgraden unterscheidet, i. e. zwischen einer Interlinear-Übertragung, einer wörtlichen Wiedergabe, der nächsten natürlichen Entsprechung [„closest natural equivalent“] und einer an die Zielsprache angepassten und in kultureller Sicht interpretierten Textfassung. Zudem ist es eine weitere Möglichkeit zu versuchen, die Äquivalenz zwischen Ausgangs- und Zieltext dadurch anzustreben, sich mit der Übersetzung möglichst nah der Rezeptionswirkung anzunähern, wobei

¹ Vgl. bspw. Reichert (2017: 15): „aber ganz zufriedenstellend Dichtung zu übersetzen ist prinzipiell unmöglich“.

dieses Konzept der ‚Wirkungstreue‘ (vgl. u. a. Salevsky 2001)² im historischen Bereich voraussetzt, zunächst die Wirkung des Textes in seinem jeweiligen geschichtlichen Kontext zu rekonstruieren, um dann fragen zu können, wie sich eine entsprechende Wirkung in der Gegenwartssprache erzielen ließe.

Die Probleme, die sich bei der Übertragung einer Ausgangssprache in eine Zielsprache ergeben, sind auch in der Linguistik von großer Relevanz und werden vor allem in der kontrastiven und kognitiven Linguistik sowie im Bereich Deutsch als Fremdsprache diskutiert und reflektiert. In der Übersetzungspraxis der historischen Sprachwissenschaft und insbesondere im Bereich der historischen Grammatik begegnet man dieser Problematik dagegen meist mit einer recht pragmatischen Haltung, die sich mit der Daumen-Regel ‚so wörtlich wie möglich, so frei wie nötig‘ zusammenfassen ließe (vgl. bspw. Reichert 2017). In der Terminologie von De Waard & Nida 1986 könnte man das Übersetzungsideal der historischen Grammatikforschung insofern mit dem Ziel einer möglichst geringen Modifikation der formalen Gegebenheiten des Ausgangstextes beschreiben.

Die handlungspragmatische Dimension der Übersetzungspraxis in der historischen Sprachwissenschaft betrifft zudem auch den Zweck der Übersetzung. Anders als in den Literaturwissenschaften ist das Ziel in der historischen Sprachwissenschaft in der Regel nicht die Übersetzung als ein finales Produkt, sondern die Übersetzungstätigkeit selbst. Statt des Resultats einer *Übersetzung* steht das *Übersetzen* als Prozess im Fokus, wobei die Fixierung einer der möglichen Übersetzungsvarianten mehr als Lesehilfe des Originaltexts, d. h. als „textdienliche Übertragung“ (Mertens 2000: 141) bzw. als „Arbeitshilfe“ (Sowinski 2003: 427) verstanden wird denn als autonomer Text.

Der Stellenwert der Übersetzung in grammatischen Analysen lässt sich gut am Verfahren der morphematischen Interlinear-Glossierung ablesen. Dieses Verfahren stammt aus der Sprachtypologie und dient dazu, morphologische und syntaktische Strukturen verschiedener Sprachen vergleichbar zu machen. Als solches lässt es sich auch auf historische Sprachstufen wie das Mittelhochdeutsche anwenden. Die einzelnen Wörter des zu analysierenden Textes werden dazu in Tabellenform erfasst und hinsichtlich ihrer Morpheme glossiert (vgl. Tabelle 1). Die Glossierung wird dabei interlinear in einer separaten Zeile erfasst (Zeile 2). Sie enthält sowohl das jeweilige Inhaltswort, wobei sich die Übertragung der Lexeme an das zugrundeliegende Etymon anlehnt, und die jeweiligen grammatischen Formzuschreibungen. Die entsprechende Übersetzung wird in einer zusätzlichen Zeile erfasst, wobei teilweise auch zwei Zeilen verwendet werden: Eine Zeile für die Wort-für-Wort-Übertragung (Zeile 3), eine Zeile für die Übersetzung der gesamten Informationseinheit bzw. des gesam-

² Ähnlich unterscheidet Mertens 2000 mit Referenz auf Kopetzki 1996 zwischen ‚syntaktisch-semantischer‘ vs. ‚illusionistischer Äquivalenz‘.

ten Satzes in die Vergleichssprache. Die Regeln des Verfahrens sind standardisiert und in den „Leipzig Glossing Rules“ dokumentiert.³

Tab. 1: Interlineare Morphemglossierung am Beispiel von MF 9,5 aus dem sog. *Falkenlied* des Kürenbergers.

1	<i>Sīt</i>	<i>sach</i>	<i>ich</i>	<i>den</i>	<i>valken</i>	<i>schōne</i>	<i>vliegen:</i>
2	seit	seh-PRÄT. 1.PS.SG.	PERS.PRON. 1.PS.SG.NOM	ART.DEF. AKK.SG.M	Falke- AKK.SG.M	schön- ADV	flieg- INF
3	seitdem	sah	ich	den	Falken	schön	fliegen
4	Seitdem sah ich den Falken auf schöne Weise fliegen.						

Ein solches Verfahren ist bei der Lektüre historischer Texte aufwendig, hat aber den entscheidenden Vorteil, dass die Klassifizierung den Rezeptionsprozess zerdehnt und damit die Reflexion über die sprachlichen Strukturen in den Mittelpunkt rückt. Die Verwendung des typologischen Verfahrens und damit die Betrachtung der Ausgangssprache als fremde Sprache ist auch insbesondere für das Mittelhochdeutsche vorteilhaft, dessen Nähe zum Gegenwartsdeutschen oft dazu verführt, Ähnlichkeiten in der Form als Ähnlichkeiten des Inhalts zu verstehen und etwaige Unterschiede zu übersehen. Durch die Analyse der einzelnen Morpheme und der Korrelation zu den jeweiligen Entsprechungen im Gegenwartsdeutschen können dagegen auch subtile Unterschiede deutlich werden.

Im Vordergrund des Verfahrens steht damit die Transparenz der sprachlichen Struktur. Die Übersetzung ist zwar Teil der Glossierung, diese wird aber nicht zum eigenständigen Text, sondern dient als Instrument, um Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Ziel- und Ausgangssprache transparent und verstehbar zu machen. Die Übersetzung selbst bleibt damit auch außerhalb des eigentlichen Fokus. Im Zentrum steht die Interlinearglossierung (Zeile 2), die auch die Grundlage für annotierte Korpora wie das Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (ReM) bildet. In sprachwissenschaftlichen Einzelstudien ist die Glossierung dagegen abhängig vom jeweiligen Erkenntnisinteresse, wobei es üblich ist, nur die für eine bestimmte Struktur relevanten Elemente zu glossieren. Das Verfahren erlaubt es damit, eine mikroskopische Perspektive einzunehmen, um die Äquivalenzen und Abweichungen grammatischer Formen aufzuspüren. Ähnlich wie beim Scharfstellen eines Mikroskops werden dagegen andere Aspekte ausgeblendet. So bleiben in der Interlinearglossierung kultur-historische und literarästhetische Aspekte in der Regel unberücksichtigt.

³ Department of Linguistics of the Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology (Bernard Comrie, Martin Haspelmath) & Department of Linguistics of the University of Leipzig (Balthasar Bickel). 2008. *The Leipzig Glossing Rules: Conventions for interlinear morpheme-by-morpheme glosses*. Letztes Update 2015. URL: <https://www.eva.mpg.de/lingua/resources/glossing-rules.php> (20.12.2022).

Die Interlinearglossierung weist nicht nur für grammatische Analysen Vorteile auf, sondern hat auch für das Erlernen des Mittelhochdeutschen im Studium einen ganz praktischen Nutzen: Durch die morphologische Bestimmung der einzelnen Formen werden Studierende im Übersetzungsprozess an die mittelhochdeutsche Grammatik herangeführt,⁴ wobei das Erlernen der Formen beim Transkriptionsprozess erfolgt, ohne dass die jeweiligen Paradigmen auswendig gelernt werden müssen. Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass die grammatischen Strukturen in Relation zu deren Gebrauchshäufigkeit erlernt werden: Häufige Formen werden am häufigsten glossiert und damit auch am schnellsten im Lernprozess verfestigt.

Was auf den ersten Blick wie ein recht schematisches und formorientiertes Verfahren aussieht, dient damit letztlich dazu, sich einem tieferen Verständnis der grammatischen Semantik und den Diskursstrukturen im Mittelhochdeutschen anzunähern. Dabei werden beim Übersetzen ähnliche Probleme der semantischen Unbestimmtheit deutlich, wie sie auch bereits für den lexikalischen Bereich beobachtet worden sind.

3 Übersetzen als grammatisches Problem: Theoretische Vorbemerkungen

Beispiele für die Problematik des Übersetzens stammen häufig aus dem Bereich der Lexik. Faust in seinem Studierzimmer sinniert über die Übersetzung des ersten Wortes in der Bibel, Quine entwickelt sein Gedankenexperiment am Kunstwort „Gavagai“. Der Bereich der Grammatik wird dagegen weniger häufiger reflektiert (vgl. aber Saran 1975; Sharma 2012). Im Folgenden soll gezeigt werden, dass im Bereich der grammatischen Semantik vergleichbare Übersetzungsprobleme bestehen, wie sie für die lexikalische Semantik beschrieben worden sind. Ein Grund dafür liegt darin, dass lexikalische wie grammatische Elemente gleichermaßen zur Perspektivierung einer Aussage beitragen können. Das bedeutet, eine Situation in der außersprachlichen Welt kann mit Hilfe von lexikalischen und grammatischen Elementen auf unterschiedliche Weise versprachlicht werden. Um auf ein Kaninchen zu referieren, können beispielsweise unterschiedliche Bezeichnungs-Varianten gewählt werden wie etwa „Kaninchen“, „Langohr“ oder „Säugetier, das zur Familie der Leporidae gehört“. Die Varianten sind aber nicht bedeutungsgleich, sondern rufen unterschiedliche Vorstellungsbilder auf.

Gleiches gilt auch für die Wahl grammatischer Formen. Die beiden Beispielsätze in (1)

⁴ Die Relevanz der genauen Bestimmung der grammatischen Formen beim Erlernen des Mittelhochdeutschen hebt auch Saran (1975: 8) hervor.

- (1) a. *Der Fuchs verfolgt das Kaninchen.*
 b. *Das Kaninchen wird vom Fuchs verfolgt.*

sind in der Lage, auf die gleiche Situation in der realen Welt zu referieren. Sie sind aber nicht bedeutungsgleich, denn die Betrachterperspektive ändert sich: In (1a) steht der Fuchs als Agens im Fokus, das die Handlung des Verfolgens ausführt, im Passivsatz (1b) dagegen wird das Hauptaugenmerk auf das verfolgte Kaninchen gerichtet. Indem sie eine Anweisung geben, wie die beschriebene Szene zu betrachten ist, fügen grammatische Elemente eine Perspektive hinzu: „Grammatik stellt nichts anderes dar als die Signalisierung des Darstellungsmodus, der vom Betrachter gewählt wurde: [...] Der Sprecher fügt eine Betrachterperspektive hinzu, die durch die Wirklichkeit nicht vorgegeben ist“ (Leiss 2009: 62). Lexikalische und grammatische Elemente stellen also unterschiedliche Kategorisierungs- und Beschreibungsmöglichkeiten bereit. Die Kognitive Grammatik spricht hier von ‚perspectivization‘ und ‚construal‘ (vgl. Langacker 1991; Verhagen 2010).

Die Perspektivierungsleistung von Sprache ist ein grundlegendes Prinzip, da bei jeder sprachlichen Aussage unterschiedliche Perspektivensetzungen involviert sind, die dazu beitragen, dass eine Situation auf eine bestimmte Weise von den Rezipienten wahrgenommen wird. So grundlegend dieses Prinzip ist, so schwer lassen sich diese unterschiedlichen Perspektivensetzungen im Einzelfall immer erfassen und damit auch übersetzen. Gerade im Bereich der Grammatik ist die Perspektivierungsleistung auch für synchrone Sprachstufen nicht immer offensichtlich, sondern muss erst in einem Analyseprozess transparent gemacht werden. Die von Quine für das lexikalische Element *gavagai* beschriebene Problematik ergibt sich damit auch für die Bedeutung von Grammatik: Es muss rekonstruiert werden, welche Perspektive mit einer bestimmten grammatischen Form zum Ausdruck gebracht wird. Die Übertragung grammatischer Semantik von einer Ausgangs- in eine Zielsprache wird damit zu einer Herausforderung in der Übersetzungspraxis.

4 Übersetzen als grammatisches Problem: Fallbeispiele

4.1 ‚Falsche Freunde‘: Die Vergangenheitstempora im Mittelhochdeutschen

Ein bekanntes Problem der Übersetzungspraxis im lexikalischen Bereich des Mittelhochdeutschen sind ‚falsche Freunde‘. Aufgrund der Nähe der beiden Sprachstufen, die lediglich ein paar Jahrhunderte trennen, weist das Mittelhochdeutsche viele Lexeme auf, die formal gleiche Entsprechungen im Gegenwartsdeutschen haben, dort aber nicht das Gleiche bedeuten, wie beispielsweise *arbeit*, *bescheidenheit*, *geniezen*, *kranc*, etc. In der Regel ist das darauf zurückzuführen, dass sich im Sprachwandel die Semantik des jeweiligen Lexems geändert hat. Auch bei formgleichen Lexemen muss daher erst ihre Semantik im

Mittelhochdeutschen rekonstruiert werden. Gleiches gilt auch für den Bereich der Grammatik: Grammatische Formen können im Sprachwandel ihre Bedeutung verändert haben, so dass auch für formgleiche grammatische Entsprechungen im Mittelhochdeutschen und Gegenwartsdeutschen deren Semantik rekonstruiert werden muss. Ein Beispiel dafür ist das Paradigma der Tempuskategorie. Alle Tempus-Formen, die im Mittelhochdeutschen vorliegen, sind auch Bestandteil des Tempus-Paradigmas im Gegenwartsdeutschen.

(2) Mittelhochdeutsch	Gegenwartsdeutsch
Präsens	Präsens
Präteritum	Präteritum
Perfekt	Perfekt
Plusquamperfekt	Plusquamperfekt

In Bezug auf das Präsens und die Vergangenheitstempora weisen Mittelhochdeutsch und Gegenwartsdeutsch damit den gleichen Formenbestand auf.⁵ Die mittelhochdeutschen sind jedoch nicht bedeutungsgleich zu den gegenwartsdeutschen Formen, da sich ihre Bedeutung in der Sprachgeschichte verändert hat, was zu einer Verschiebung der semantischen Oppositionsverhältnisse im System führt. Bekanntermaßen haben die Perfekt-Periphrasen im Deutschen einen Grammatikalisierungsprozess durchlaufen, der nach der übereinzelsprachlich beobachteten Entwicklungslinie für Perfektformen in vier Phasen beschrieben werden kann (vgl. Leiss 1992: 280; Bybee, Pagliuca & Perkins 1994: 68ff.; Dentler 1997):

(3) Phase I	Phase II	Phase III	Phase IV
Resultativ- >>> Resultatives >>> Anterioritätstempus >>> Analytisches konstruktion Perfekt Präteritum			

Die ersten Belege im frühen Althochdeutschen, die formal den gegenwartsdeutschen Perfektformen entsprechen, sind Resultativkonstruktionen, die einen passivischen Zustand bezeichnen, wobei der Temporalwert durch das finite Verb bestimmt wird (i. e. präsentisch für das Präsens-Perfekt, präterital für das Plusquamperfekt). Diese Semantik wird in den Grammatiken und den Einführungsbüchern zur Sprachgeschichte des Deutschen häufig anhand des folgenden Belegs aus dem Tatian illustriert (vgl. u. a. Schrod 2004: § S 6; Szczepaniak 2009: 131; Salmons 2012: 159):

(4) <i>phîgboum</i>	<i>habêta</i>	<i>sum</i>	<i>giflanzôtan</i>
Feigenbaum	hatte	einer	gepflanzten
,jemand hatte/besaß einen Feigenbaum als gepflanzten [in seinem Weingarten]‘ (Tatian 102,2)			

⁵ Zur Problematik der Futur-Periphrasen vgl. Abschnitt 4.3.

Formal entwickelt sich aus der präteritalen Form von *haben* + Partizip II das spätere Plusquamperfekt. Der Beleg in (4) bezeichnet aber keine Vorvergangenheit, sondern einen Zustand, der zu dem jeweiligen Zeitpunkt in der Vergangenheit gültig war. Der Temporalwert entspricht damit eher einem gegenwartsdeutschen Präteritum. Analog wird auch bei der entsprechenden Konstruktion im Präsens der Temporalwert zunächst durch das finite Verb bestimmt. Das spätere Perfekt ist zu Beginn seiner Entwicklung daher kein Vergangenheitsstempus, sondern bezeichnet einen präsenti-schen resultativen Zustand. Die Vergangenheitsbedeutung des Perfekts bzw. die Vorvergangenheitsbedeutung des Plusquamperfekts, wie sie für das Gegenwartsdeutsche bekannt sind, entstehen erst im Laufe der Sprachgeschichte.

Die neu entstehende Vergangenheitsbedeutung des Perfekts führt zu einer funktionalen Konkurrenzsituation zwischen Perfekt und Präteritum. Das wird als Grund für das Zurückdrängen des Präteritums durch das Perfekt und den damit insbesondere in den süddeutschen Varietäten einhergehenden Präteritumschwund gesehen. Die Annäherung der Semantik der beiden Formen zeigt sich u. a. darin, dass Präteritum und Perfekt im Gegenwartsdeutschen gleichermaßen mit vergangenheitsbezogenen Adverbialen wie *gestern* vorkommen können, vgl. (5).

- (5) a. *Gestern habe ich ein Kaninchen gesehen.*
 b. *Gestern sah ich ein Kaninchen.*

Das ist deswegen bemerkenswert, weil aus dem Sprachvergleich bekannt ist, dass ein resultatives Perfekt (Phase II), wie es beispielsweise im Englischen vorliegt, zwar ein vorzeitiges Ereignis bezeichnen kann, aber mit spezifischen Temporaladverbien wie *gestern*, *damals* etc. inkompatibel und von Erzählkontexten ausgeschlossen ist, vgl. (6).

- (6) * *Yesterday, I have seen a rabbit.*

Im Mittelhochdeutschen hat das Perfekt nicht mehr die präsenti-sche Zustandsbedeutung, es hat aber auch noch nicht den Grammatikalisierungsstatus eines Vergangenheitsstempus erreicht. Die Bedeutung der mittelhochdeutschen Konstruktion *haben* / *sein* + Partizip II entspricht eher der Semantik des englischen Perfekts: Wie im Englischen ist das mittelhochdeutsche Perfekt von narrativen Passagen ausgeschlossen und kann nicht mit definiten vergangenheitsbezogenen Temporaladverbialen verwendet werden. Das zeigt sich daran, dass es nicht in Kombination mit der Partikel *dô* vorkommt, die ähnlich wie *damals* das Geschehen in einer erzählten Welt verortet (Zeman 2010: 218). In diesen Kontexten wird im Mittelhochdeutschen das Präteritum verwendet. Als Erzähltempus mittelhochdeutscher Epik ist es in der Regel das Präteritum, das nach einem Prolog im Präsens den Übergang von der Diskursebene in die erzählte Welt markiert, und das – anders als das mittelhochdeutsche Perfekt – auch in der Lage ist, in erzählenden Sequenzen die Abfolge von einzelnen Handlungsschritten zu bezeichnen, vgl. Beispiel (7).

- | | |
|---|--|
| <p>(7) dô wânden die helde guote
 daz in sô wol solde ergân.
 dô steic der eine schifman
 ze oberest ûf den masboum.
 dô treip sie des meres stroum
 vaste gegen der selben habe.
 do erschrac er sêre dar abe,
 do er den berc erkande.
 dô was im leide und ande:
 her nider in das schif dô
 ruofte er den recken sô
 [...]
 Den berc den wir gesehen hân
 Das ist ûf dem lebermer.
 (Herzog Ernst, 3918ff. & 3934f.)</p> | <p>,Da glaubten die guten Helden,
 dass es ihnen gut ergehen sollte.
 Da stieg der eine Seemann
 ganz oben auf den Mastbaum.
 Da trieb sie des Meeres Strömung
 schnell zu demselben Schiffsplatz.
 Da erschrak er sehr darüber,
 als er den Berg erkannte.
 Da war ihm Leid und Schmerz:
 Herunter in das Schiff da
 rief er sogleich den Gefolgsleuten zu:

 Den Berg, den wir gesehen haben,
 das ist im Lebermeer.'</p> |
|---|--|

Im Unterschied dazu erzeugen mehrere Perfektformen nacheinander keine Erzählsequenz. Beispiel (8) zeigt, dass das Perfekt zwar Ereignisse bezeichnet, die vor der Sprechzeit in der Vergangenheit liegen, die temporalen Relationen dieser Ereignisse untereinander aber unspezifiziert bleiben (vgl. Zeman 2010: 300).

- | | |
|--|---|
| <p>(8) du hâst dich selben geaffet,
 daz du sô vil hâst geklaffet
 und hâst mit worten getobet,
 daz du dich hôher hâst gelobet,
 denne iht in der werlde sî.
 (Der Stricker, <i>Der Kater als Freier</i>, 135ff.)</p> | <p>,Du hast dich selbst zum Narren gemacht,
 dass du so viel geschwatz hast,
 und mit Worten getobt hast,
 dass du dich höher gepriesen hast,
 als alles andere in der Welt.'</p> |
|--|---|

Die in (8) durch das Perfekt bezeichneten Verbalhandlungen liegen alle in der Vergangenheit. Im Vordergrund steht aber nicht die Chronologie der Ereignisse, sondern es wird konstatiert, dass die Ereignisse stattgefunden haben. Aufgrund dieses Bedeutungsunterschieds zwischen mittelhochdeutschem Perfekt und Präteritum haben die beiden Formen im Mittelhochdeutschen auch unterschiedliche Textfunktionen. Das Perfekt wird vornehmlich in den dialogischen Passagen verwendet (vgl. Belege (7–8)). Außerhalb der Dialoge wird es häufig genutzt, um den Beginn oder Abschluss einer Episode zu markieren. Schecker 1994 hat die Perfektperiphrasen daher auch als „Rahmentempora“ bezeichnet. Diese Funktion zeigt sich im folgenden Beleg aus dem *Parzival*:

- | | |
|--|--|
| <p>(9) die gebruoeder hânt dir vil getân:
 zwei lant nam dir Lâhelîn
 disen ritter unt den vetern dîn
 ze tjostern sluoc Orilus.</p> | <p>,diese Gebrüder haben dir viel angetan:
 Zwei Länder nahm dir Læhelin.
 Diesen Ritter hier und deinen Vaterbruder
 erschlug Orilus beim Tjostieren.</p> |
|--|--|

der **liez** ouch mich in jâmer sus.
 mir **diende** ân alle schande
 dirre vürste von dîm lande:
 dô **zôch** mich dîn muoter.
 (Parzival, 141,6ff.)

Der ließ auch mich so im Jammer.
 Ohne alle Schande diente dir
 dieser Fürst von deinem Land.
 damals erzog mich deine Mutter,‘
 (ÜB: Peschel 2017)

Der erste Vers im Perfekt konstatiert, was insgesamt in der Vergangenheit geschehen ist. Diese Zusammenfassung wird in den folgenden Versen aufgesplittet in verschiedene Teilhandlungen, die im Präteritum stehen. Diese Teilhandlungen sind in der erzählten Welt räumlich und zeitlich verortet und ihre temporale Relation zueinander ist rekonstruierbar. Perfekt und Präteritum stehen im Mittelhochdeutschen also in einer funktionalen Opposition zueinander. Sie sind nicht bedeutungsgleich und in den meisten Fällen nicht austauschbar. Auch der Gebrauch von Präteritum und Perfekt im Text ist nicht derselbe wie im Gegenwartsdeutschen. Bei der Übersetzung ergibt sich jedoch das Problem, dass diese Unterschiede nur schwer im Gegenwartsdeutschen wiedergegeben werden können, da das Verhältnis von Perfekt und Präteritum ein anderes ist. Das zeigt auch ein Vergleich weiterer Übersetzungsvarianten.

,zwei Brüder haben dir viel
 Böses zugefügt.
 Lâhelin raubte dir zwei
 Reiche,
 und Orilus tötete im
 Zweikampf
 diesen Ritter, deinen Vetter.⁶
 Mich aber stieß er in
 Jammer und Not.
 Dieser Fürst aus deinem
 Land, in dem deine Mutter
 mich erzog,
 hat mir in Treue und Liebe
 gedient.‘
 (ÜB: Spiewok 1981)

,ein Brüderpaar hat dir viel
 Böses angetan.
 Zwei Länder hat dir Lâhelin
 genommen,
 diesen Ritter hier und deinen
 Vaterbruder
 erschlug Orilus in der Tjost.
 Er ist auch schuld, daß ich in
 solchem Jammer hier.
 Ohne alle Schande
 diente mir dieser Fürst aus
 deinem Land;
 dort bei deiner Mutter wurde
 ich erzogen.‘
 (ÜB: Knecht 2003)

,Zwei Brüder thaten Leid dir
 an.
 Zwei Länder nahm dir
 Lâhelein;
 Diesen Ritter hier, den
 Oheim dein,
 Schlug Orilus im Einzelstreit;
 Der ließ auch mich in diesem
 Leid.
 Mir dient‘ ohn alle Schande
 Dieser Fürst von deinem
 Lande,
 Wo deine Mutter mich
 erzog.‘
 (ÜB: Simrock 1842)

Während Peschel 2017 die gleichen Tempusformen wie der mhd. Text übernimmt, weichen die anderen Übersetzungen diesbezüglich vom Ausgangstext ab. Spiewoks Übersetzung übernimmt das Perfekt für den ersten Satz und wechselt dann wie die mittelhochdeutsche Vorlage in das Präteritum. Die mhd. Präteritumform *diende* wird dann aber in ein gegenwartsdeutsches Perfekt transponiert. Das ist im Gegenwartsdeutschen möglich,

⁶ Dies ist ein Übersetzungsfehler – mhd. *vetter* ist der Vaterbruder.

weil das Perfekt zumindest im süddeutschen Sprachraum zu einem präteritalen Tempus geworden ist, mit dem sich vergangene Ereignisse erzählen lassen. Gleichzeitig hat das Perfekt seine ursprünglichen Bedeutungskomponenten noch nicht vollständig abgelegt und bewahrt eine resultative Semantik, die auch in der obigen Übersetzung mitschwingt. Der mittelhochdeutsche Text behandelt dagegen alle Verbalereignisse als gleichwertig in der narrativen Abfolge. Die Übersetzung fügt damit eine resultative Perspektive hinzu, die im Ausgangstext nicht unbedingt indiziert ist. Knechts Übersetzung wiederum setzt die beiden ersten Sätze ins Perfekt und ändert damit auch die Textstruktur: Aus der Übersetzung geht nicht hervor, dass die der Länderraub von Lähelin zur narrativen Sequenz der Einzelereignisse gehört, die im ersten Satz durch das Perfekt zusammengefasst sind. Die Setzung des Perfekts bringt, wie auch der Ausdruck im Präsens für den Vers 141,10 (*der liez ouch mich in jâmer sus*, ‚Er ist auch schuld‘) eine resultative Komponente in die Passage, die im mhd. Ausgangstext nicht vorliegt. Simrocks Übersetzung dagegen übersetzt alle Verbalformen mit dem Präteritum und nivelliert dadurch den Bedeutungsunterschied von Perfekt und Präteritum sowie die textstrukturierende Funktion des Perfekts.

Man könnte nun einwenden, dass der Bedeutungs-Unterschied zwischen Präteritum und Perfekt im Gegenwartsdeutschen subtil ist und die Tempus-Wahl kaum eine große Auswirkung auf die Interpretation der Textstelle haben dürfte. Man könnte aus dem Vorausgegangenen auch schlicht ableiten, dass man in der Übersetzungspraxis mit der Daumenregel: ‚Übersetze mittelhochdeutsches Perfekt mit gegenwartsdeutschem Perfekt und mittelhochdeutsches Präteritum mit gegenwartsdeutschem Präteritum‘ in den wenigsten Fällen falsch liegen dürfte. Der Abgleich zwischen mittelhochdeutschen und gegenwartsdeutschen Formen und Funktionen und das Wissen um die Bedeutungsunterschiede führt aber nicht nur zu einem besseren Verständnis der grammatischen Strukturen, sondern auch zu einem besseren Verständnis der Muster der Textstrukturierung. Wie der Vergleich der verschiedenen Übersetzungsvarianten erkennen lässt, sind mit der unterschiedlichen grammatischen Bedeutung der Tempora auch unterschiedliche textuelle Effekte verbunden. Dieses Wissen kann einerseits bei der Interpretation einzelner Textstellen hilfreich sein. Andererseits kann das sprachwissenschaftliche Verständnis der grammatischen und textuellen Struktur des Mittelhochdeutschen auch zur Erklärung von Phänomenen führen, bei denen die Differenz zwischen Mittelhochdeutsch und Gegenwartsdeutsch deutlicher hervortritt, die aber schwer ohne ein tieferes Verständnis der grammatischen Strukturen übersetzt werden können. Dazu gehört beispielsweise die Alternation zwischen Plusquamperfekt und den *ge*-präfigierten Verben.

4.2 Ambiguitäten: Das Plusquamperfekt und die *ge*-präfigierten Verben

Im Bereich der Lexik besteht ein bekanntes Übersetzungs-Problem darin, dass ein Wort je nach Kontext Unterschiedliches bedeuten kann und die Auswahl der richtigen Bedeutungsvariante somit häufig nicht eindeutig ist. Ein ähnliches Problem ergibt sich

auch im grammatischen Bereich, wenn grammatische Formen kontextabhängig mehrere Bedeutungen aufweisen können. Ein Beispiel dafür sind die *ge*-präfigierten Verbalformen. Im vorangegangenen Abschnitt wurde gezeigt, dass das Präteritum im Mittelhochdeutschen das prototypische Erzähltempus ist, das vergangene Ereignisse in einer erzählten Welt bezeichnen kann. In manchen Kontexten kann das Präteritum jedoch auch die Vorvergangenheit bezeichnen, eine Funktion, die im Gegenwartsdeutschen in der Regel mit dem Plusquamperfekt wiedergegeben wird. Diese „Möglichkeit der plusquamperfektischen Auffassung“ scheint insbesondere für die mit *ge*-präfigierten Verben gegeben zu sein (Paul 2007: § S 6).⁷ In Beispielen wie (10) bleibt daher für die Übersetzung ungewiss, ob die präteritale Form *gesach* mit einem gegenwartsdeutschen Präteritum übersetzt werden soll oder ob das Plusquamperfekt die Bedeutung besser treffen würde.

- (10) zehant als er die künigîn ,sogleich als er die Königin
mit vollen ougen **an gesach**, mit tränenvollen Augen angesehen hatte/erblickte,
liepliche er wider si dô sprach: sprach er sie da freundlich an:‘
(*Trojanerkrieg*, 14164 ff.)

Wenn das Präteritum die Vorvergangenheit bezeichnen kann, schließt sich die Frage an, ob im Mittelhochdeutschen eine grundsätzliche Austauschbarkeit zwischen den *ge*-präfigierten Präteritum-Formen und dem Plusquamperfekt besteht, bzw. ob wir jedes *ge*-präfigierte Präteritum mit einem Plusquamperfekt übersetzen können (oder gar sollten). Darauf deutet der Vergleich der Belege (11) und (12) hin. Präteritum und Plusquamperfekt scheinen hier bedeutungsgleich verwendet zu werden: In beiden Fällen hat das Verbalereignis im *dô*-Satz vor dem im Hauptsatz beschriebenen Verbalereignis stattgefunden. Um dieses temporale Verhältnis im Gegenwartsdeutschen wiederzugeben, müsste in beiden Fällen das Plusquamperfekt gewählt werden.

- (11) Dô disiu rede alsô **geschach**, ,Nachdem diese Rede so geschehen war,
der fürste Achilles zuo im sprach, sprach der Herr Achilles zu ihm,‘
(*Trojanerkrieg*, 41389f.)
- (12) Ulixes nam ze Troie sâ, ,Odysseus nahm sogleich zu Troja
waz er zimberliute vant was er an Zimmerleuten fand
[...] [...]
Dô daz **geschehen was** alsô, Als das so geschehen war,
die Kriechen kêrten balde dô da fuhren die Griechen bald

⁷ Vgl. zum Zusammenhang zwischen Aspektualität und Vorzeitigkeitsbedeutung auch Behaghel (1924: § 703); Solms (1991: 135), Leiss (2002: 27–28) sowie Kuroda 2005 zur Äquivalenz von *gi* + Prät. und der funktionalen Kategorie Plusquamperfekt im Althochdeutschen.

mit ir gezoze hin ûf daz mer. mit ihrem Gefolge hin auf das Meer.⁴
 (Trojanerkrieg, 48114–48123)

Eine Auszählung der Verwendung von Präteritum und Plusquamperfekt in komplexen Temporalsätzen in Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg*, die eine Interpretation als vorzeitiges Verhältnis zwischen Haupt- und Nebensatz zulassen, zeigt allerdings, dass sich die beiden Formen unterschiedlich verteilen (Zeman 2020), vgl. Tab. 2.

Tab. 2: Verhältnis von Präteritum und Plusquamperfekt in komplexen Temporalsätzen im *Trojanerkrieg* nach Zeman (2020: 184).

Konjunktion (temporal)	Tempus im untergeordneten Temporalsatz	Anzahl der Belege	Prozent
<i>als</i> (,als')	Präteritum	74	90,2 %
	Plusquamperfekt	5	6,1 %
	Präteritum + Plusquamperfekt	1	1,2 %
	Perfekt	2	2,4 %
	Gesamt	82	100 %
<i>dô</i> (,da, als, nachdem')	Präteritum (ohne Gleichzeitigkeitsbezug)	212	80,9 %
	Plusquamperfekt	42	16,0 %
	Präteritum + Plusquamperfekt	8	3,1 %
	Gesamt	262	100 %
<i>Nû</i> (<i>daz</i>) (,nun, da')	Präteritum (ohne Gleichzeitigkeitsbezug)	143	76,9 %
	Plusquamperfekt	34	18,3 %
	Präteritum + Plusquamperfekt	9	4,8 %
	Gesamt (nur Nacheinander)	186	100 %

Tabelle 2 zeigt, dass in den mit *als*, *dô* oder *nû* eingeleiteten Temporalsatzgefügen im Mittelhochdeutschen vor allem das Präteritum verwendet wird. Im Kontext von *als* etwa finden sich im gesamten *Trojanerkrieg* nur 6 Belege, in denen ein Plusquamperfekt verwendet wird, gegenüber 74 Belegen im Präteritum. Diese Verwendung entspricht damit nicht dem Gegenwartsdeutschen, wo gerade die Temporalsätze eine prototypische Domäne des Plusquamperfekts sind und das Zeitverhältnis zwischen den im Haupt- und Nebensatz bezeichneten Ereignissen obligatorisch bezeichnet wird. Im Mittelhochdeutschen bleibt diese temporale Relation dagegen häufiger unterspezifiziert, so dass – wie beispielsweise in Beleg (10) – unklar bleibt, ob die Ereignisse im Nebensatz und im Hauptsatz zeitgleich oder nacheinander stattfinden. Auch hier scheint ein Unterschied in der Textstrukturierung vorzuliegen, der in der mittel-

hochdeutschen Grammatik dahingehend interpretiert wird, dass „[d]as Bedürfnis nach einer temporalen Abstufung im Bereich des Vergangenen [...] weniger vorhanden gewesen zu sein“ scheint als im Gegenwartsdeutschen (Paul 2007: § S 5). Die Frage ist, wie man diesem Befund in der Übersetzungspraxis begegnen soll. Paul (2007: § S 5) zufolge „muss das Prät. daher unter Umständen temporal differenziert wiedergegeben“ werden. Eine „temporal differenzierte“ Wiedergabe der Präteritumformen würde jedoch voraussetzen, dass die Zeitverhältnisse eindeutig rekonstruiert werden können. Tatsächlich ist dies aber gerade nicht immer zweifellos möglich. Vielmehr scheint der Gebrauch der Tempora noch durch ein anderes Diskursprinzip organisiert zu sein, nämlich der Grundopposition zwischen der präsentischen Diskurswelt und der präteritalen erzählten Welt. Erst mit der Grammatikalisierung der Perfektformen entstehen neue Möglichkeiten der textuellen Reliefbildung, wie sie bereits in der Verwendung der Perfektformen als Rahmentempora ersichtlich geworden sind. Diese Funktion scheint auch einen Hinweis auf die Verteilung der Plusquamperfektformen in den mittelhochdeutschen Epen zu geben: Im *Trojanerkrieg* besteht eine Tendenz, das Plusquamperfekt zu verwenden, wenn eine neue Episode eröffnet wird, vgl. (13) aus Zeman (2020: 188):

- | | |
|--|---|
| (13) der künic Menelâus
was ze lande widerkomen
und hete selber dô vernomen
daz leide niuwemære,
daz im gezücket wære
Helêne von Pârîse:
(<i>Trojanerkrieg</i> , 23422–23427) | ‚Der König Menelaos
war nach Hause zurückgekehrt
und hatte da selbst gehört
die leidvolle Neuigkeit,
dass ihm geraubt worden wäre
Helena von Paris.‘ |
|--|---|

Beleg (13) folgt einer Passage, in der die Entführung und Ankunft von Helena in Troja, die Prophezeiung der Cassandra und die Trauer der Griechen geschildert werden. Dann wechselt der Fokus auf Menelaos' Rückkehr nach Griechenland, dessen Reise mehrfach vorerwähnt worden ist. Während das Präteritum vor allem das Nacheinander einzelner Handlungsschritte bezeichnet, ist das Plusquamperfekt zusätzlich in der Lage, an eine vorausgegangene Erzählsituation wieder anzuknüpfen. Die Perfektsemantik ermöglicht es, einerseits auf ein vergangenes Ereignis zurückzuverweisen und den daraus resultierenden Nachzustand als neuen Referenzpunkt in der erzählten Geschichte zu etablieren. Das Plusquamperfekt ist daher besser als das Präteritum geeignet, die Vorvergangenheit ohne weitere textuelle Marker wie *dô* zu bezeichnen. Das Wissen um die grammatische Semantik ermöglicht es damit, Erklärungsansätze für die Verteilung der grammatischen Formen innerhalb des Textes zu finden und zudem die Diskursstruktur des Mittelhochdeutschen besser zu verstehen.

4.3 Vorerwartungen: Die ‚Futurumschreibungen‘ des Mittelhochdeutschen

Auch die Modalverben werden in der mittelhochdeutschen Grammatik als mehrdeutige Formen aufgeführt. Neben dem bereits im vorausgegangenen Abschnitt thematisierten Problem des Übersetzens ambiger Formen lässt sich anhand der Modalverben noch ein weiterer problematischer Aspekt illustrieren, nämlich die jeweiligen Vorerwartungen, die sich aus gegenwartsdeutscher Sicht bzw. aus der lateinischen Grammatiktradition ergeben. Aus dieser Sicht erscheint im Vergleich des gegenwartsdeutschen und des mittelhochdeutschen Tempussystems letzteres als defizitär, da dem Mittelhochdeutschen eine Futurform fehlt. Die später gebrauchte Form *werden* + Inf. entsteht bekanntermaßen erst im 14. Jahrhundert. Zukunftsbezogene Ereignisse werden im Mittelhochdeutschen mit dem Präsens oder den Modalverben wiedergegeben. Die Mittelhochdeutsche Grammatik weist den Modalverb-Periphrasen daher den Status von ‚Futurumschreibungen‘ zu. Die temporale Bedeutung der Modalverben ist aber oft nicht eindeutig, da diese je nach Kontext modale und temporale Lesarten tragen können:

Die Futurumschreibungen des Mhd. erwachsen aus Bezeichnungen für Nuancen der Modalität (sollen, müssen, wollen) und der inchoativen Aktionsart. Die Modalitäten, die durch *suln*, *wellen*, *müezen* mit Inf. bezeichnet werden, setzen den Verbalvorgang in Beziehung zu dem Willen des Sprechenden und verleihen ihm zugleich den Charakter des Zukünftigen. Der jeweilige Anteil der modalen bzw. der temporalen Bedeutungskomponente in diesen periphrastischen Bildungen schwankt von Fall zu Fall.“ (Paul 2007: § S 12)

Damit ergibt sich in der Übersetzungspraxis das Problem, dass in vielen Fällen unklar bleibt, ob das mittelhochdeutsche Modalverb eher mit einem Modalverb oder der gegenwartsdeutschen Futurform *werden* + Inf. zu übersetzen ist, vgl. (14).

- | | |
|---|---|
| (14) ist diu sêle tâtlich? | „Ist die Seele sterblich? |
| sol si ersterben | Soll / wird sie absterben |
| unt anderstunt lebentech werden ? | und abermals lebendig werden? |
| oder sol si in dem fiwer verbrinnen , | Oder soll / wird sie im Feuer verbrennen , |
| sô si vert hinnen? | wenn sie von hinnen fährt?’ |
| (Kaiserchronik, 1965–1969) | |

Die Nähe der Modalverben zur Zukunftsbezeichnung (ihr „Charakter des Zukünftigen“, Paul 2007: § S 12) ergibt sich bereits aus ihrer Semantik. Modalverben bezeichnen ein präsentes Zeitintervall, in dem eine Möglichkeit, eine Obligation, eine Absicht oder eine Notwendigkeit gilt. In einem Satz wie *Sie will das Buch übersetzen* besteht der Zustand des Wollens zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Äußerung. Das mit dem Infinitiv bezeichnete Verbalereignis [das Buch übersetzen] dagegen liegt in der Zukunft, wobei seine tatsächliche Realisierung offenbleibt. Diese zukunftsbezogene Bedeutungskomponente ist auch bei den Modalverben im Gegenwartsdeutschen vorhanden. Dennoch

werden im Gegenwartsdeutschen die Modalverb-Periphrasen nicht als Futur-Tempora angesehen. Modalverben stellen aber häufig die Quell-Semantik für Zukunftstempora, wie beispielsweise bei den engl. Formen *will / shall* + inf. Im Laufe eines Grammatikalisierungsprozesses ist die modale Bedeutung von *will* und *shall* verblasst, während sich die temporale Bedeutung verfestigt hat. Ein solcher Prozess scheint sich im Mittelhochdeutschen aber nicht vollzogen zu haben. Hier stehen modale und temporale Lesarten weiter nebeneinander. Aus einer sprachtypologischen Perspektive, die das Mittelhochdeutsche als fremde Sprache betrachtet, würde man daher eher zu dem Schluss kommen, dass das Tempus-Paradigma des Mittelhochdeutschen keine Futur-Tempora aufweist, was übereinzelsprachlich durchaus häufig vorkommt. Die Beschreibung der Modalverben in der Grammatik als Futur-Periphrasen könnte damit dem Vergleich mit der lateinischen Grammatik-Schreibung geschuldet sein.⁸

Für die Übersetzungspraxis ergibt sich daraus, dass die Modalverbkonstruktionen im Zusammenhang mit der Bezeichnung zukünftigen Zeitbezugs nicht automatisch mit einem *werden*-Futur wiederzugeben sind, denn in vielen Fällen behalten die Modalverbkonstruktionen ihre modale Bedeutung. Das lässt sich exemplarisch an der Fügung *suln* + Inf. zeigen, die in den Grammatiken vom Althochdeutschen bis zum Ausgang des Mhd. als die „bevorzugte Umschreibung“ zur Bezeichnung der Zukunft gilt (Behaghel 1924: § 689). Andererseits konstatiert Behaghel auch: „allerdings sind sichere Beispiele stets wenig zahlreich“ (Behaghel 1924: § 689). Schaut man in die Daten, trägt *suln* + Inf. häufig auch bei der Bezeichnung zukunftsbezogener Ereignisse eine modale Bedeutungskomponente. Gerade in der Verwendung mit der 2. Person ist die Konstruktion prototypisch mit einem Aufforderungscharakter verbunden, die mit einem Imperativ, aber nicht mit dem *werden*-Futur wiedergegeben werden kann (e. g. *nu solt du mir volgen*).⁹ Die Übersetzung ins *werden*-Futur kann insofern als Test verwendet werden, um die Möglichkeit einer zukunftsbezogenen Bedeutung zu überprüfen. Ist eine Übersetzung mit *werden* + Inf. nicht möglich, ist auch eine Einordnung als Futur-Tempus ausgeschlossen. Ist eine Übersetzung möglich, ist noch zu untersuchen, inwieweit der jeweilige Kontext mit der jeweils zugrundeliegenden Modalbedeutung kompatibel ist.

In Bezug auf die modale Bedeutungskomponente zeigt sich, dass *suln* + Inf. häufig in Kontexten verwendet wird, in denen nicht nur ein Ereignis mit Zukunftsbezug bezeichnet wird, sondern auch angegeben wird, dass dieses Ereignis laut einer bestimmten Informationsquelle (bspw. Bücher, die Heilige Schrift, Prophezeiungen etc.) eintreten soll. Diese Bedeutungskomponente ist im Gegenwartsdeutschen beim epistemisch bzw. evidential verwendeten *sollen* erkenntlich (e. g. *Laut Polzeiaussagen soll der Mörder gefasst worden sein*). Ein Beleg dafür ist (15) aus Zeman (2013:

⁸ Interessant ist in dieser Hinsicht auch, dass Diewald & Habermann 2005 davon ausgehen, dass das *werden*-Futur erst im Kontakt mit dem Lateinischen zur systematischen Markierung des Futurs wurde.

⁹ Zeman (2010: 176–179). Im untersuchten Korpus *Herzog Ernst* machen die Belege in der 2. Person die Hälfte der *suln*-Belege aus, die alle ausnahmslos imperativischen Charakter haben.

356–357), in dem es um einen zukünftigen Ritter geht, der noch nicht geboren ist. Die Aussagen zu den zukünftigen Ereignissen stammen von gelehrten Weissagern, die beauftragt wurden, die Träume von Lancelot zu deuten. Galahot fragt in (15) damit nicht nur danach, was sich ereignen *wird*, sondern was sich – gemäß der Prophezeiung auf der Basis der Traumdeutungen – ereignen *soll*.

- (15) „Wißent ir wie er **heißen sol**“, sprach Galahot
 „Wisst ihr denn, wie er **heißen soll/wird**“, sprach Galahot

„der beßer ritter **syn sol** dann er?“
 „der ein besserer Ritter **sein soll/wird** als er?“

[...]

„En numine“, sprach Galahut,
 „ob er noch ungeborn ist und ir danne wißent

das er beßer **sol werden** dann dißer,
 „dass er besser **werden soll/wird** als dieser,“

*ich gehort nye von ritter gesagen der halb als viel tugende
 an sim liebe ie gewunne als dißer hat.“*
(Prosa-Lancelot, 4,40ff., S. 66)

Vor dem kulturhistorischen Hintergrund ist anzunehmen, dass der Sicherheitsgehalt der Prophezeiung als hoch eingeschätzt wurde. Dennoch wird im obigen Beispiel deutlich, dass es darin nicht um den reinen Zukunftsbezug der Ereignisse geht, sondern um die Tatsache, dass diese laut einer bestimmten Informationsquelle eintreten sollen.

Den Erhalt der modalen Bedeutung von *sollen* + Inf. im Vergleich zum Präsens legt auch der folgende Beleg aus dem *Lucidarius* nahe:

- (16) Wie groze gnade gewinnent die seligen nach dem iungesten dage?

Der meister sprach:
 Die seligen selen nement den lip widere.
 Vnde verlihet in got siben eren an der selen vnde siben in dem libe.
 Sie werdent sibentstunt schoner denne die sunne.

[...]

Ze solen getanen gnaden **suln** wir alle **gahen**
 wan vnser erbe ist in dem himelriche.

Mit der gotis helfe **suln** wir **cumen** dar in.
 Dez helfe vns min trehtin,
 der vns mit sime tode het erlidiget. Amen.
 (*Lucidarius*, I.123)

In (16) werden Ereignisse bezeichnet, die alle in der Zukunft liegen. Nach der Verwendung der Verbalformen lässt sich der Beleg jedoch in zwei Abschnitte einteilen. Im ersten Abschnitt werden mit dem Präsens diejenigen Ereignisse aufgezählt, die sich am Tag des Jüngsten Gerichts laut der damaligen Lehre ereignen werden. Es lässt sich annehmen, dass diesen Ereignissen ein hoher Sicherheitsgrad in Bezug auf die Ereignisrealisierung zugesprochen wurde. Im zweiten Teil des Belegs wird dann mit der Konstruktion *suln* + Inf. auf die Bedeutung des allgemeinen Sachverhalts für das Individuum verwiesen: Es benötigt Gottes Hilfe, am Tag des Gerichts zu den seligen Seelen zu gehören. Dieser Umstand liegt ebenfalls in der Zukunft, ihm ist aber ein geringerer Sicherheitsgrad zuzugestehen, wobei eine modale Grundbedeutung mitschwingt, die sich mit einem neutralen Futur-Tempus wie dem *werden*-Futur nicht in gleicher Weise wiedergeben lässt.

Aus diesen beiden Beispielen lassen sich nun keine allgemeingültigen Regeln bezüglich der Verteilung der Konstruktion *suln* + Inf. im Vergleich zum Präsens und den späteren *werden* + Inf. ableiten. Zudem muss berücksichtigt werden, dass die Verwendung der Modalverben zur Bezeichnung zukünftigen Zeitbezugs von unterschiedlichen Faktoren abhängig ist und sich etwa signifikante Unterschiede in Bezug auf die Verwendung der Konstruktion in der 1., 2. und 3. Person (Pfefferkorn 2005) und der regionalen Verteilung (Schmid 2000) beobachten lassen. Es lässt sich aber bereits aus dieser kurzen Betrachtung ablesen, dass die mittelhochdeutschen Modalverben keine grammatikalisierten Futur-Periphrasen sind, sondern in vielen Fällen ihre modale Bedeutung behalten. Insofern wäre auch eine schematische Übersetzung aller Modalverben mit Zukunftsbezug durch das *werden*-Futur nicht angemessen. Mit Blick auf die Übersetzungspraxis zeigt sich damit auch, dass formale Unterschiede durchaus ernst zu nehmen sind und sich dahinter nicht selten Unterschiede bezüglich der grammatischen Perspektivierung verbergen. Gleichzeitig ist in Bezug auf die Einschätzung des Sicherheitsgehalts zukünftiger Ereignisse deutlich geworden, dass auch bei der Wiedergabe grammatischer Formen der kulturhistorische Kontext eine relevante Größe ist.

4.4 Kultureller Kontext: Mündlichkeit

Ein weiteres bekanntes Problem beim diachronen Übersetzen besteht darin, dass die Übertragung bestimmter semantischer Konzepte das Wissen über den jeweiligen kulturhistorischen Kontext voraussetzt. Dass auch Grammatik nicht losgelöst vom kulturgeschichtlichen Kontext zu interpretieren ist, wurde bereits im vorausgehenden Abschnitt bei der Bezeichnung zukünftiger Zeitverhältnisse deutlich. Systematisch

zeigt sich diese Abhängigkeit auch in Bezug auf das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Es gilt als allgemeines Handbuchwissen, dass die schriftlich überlieferten Texte des Mittelhochdeutschen aufgrund des geringen Literalisierungsgrads der damaligen Gesellschaft eine Syntax aufweisen, die durch Strukturen der gesprochenen Sprache geprägt ist (vgl. e. g. Habermann 2010, Bär 2019: 111). Zu syntaktischen Mustern der Mündlichkeit, die einerseits übereinzelsprachlich in der gesprochenen Sprache aufgefunden werden und andererseits in historischen Sprachen wie dem Altgriechischen und in den historischen Sprachstufen des Deutschen vorkommen, gehören beispielsweise Referenz-Aussage-Strukturen. Referenz-Aussage-Strukturen bestehen aus zwei Kommunikationseinheiten, wobei die eine ein referierendes Element, die andere die jeweilige Aussage darüber enthält. Dabei kann das Referenzobjekt durch Pronomen wieder aufgenommen werden, vgl. (17).

- (17) *Vier hundert swertdegene, di solden tragen kleit
mit samt Sîvrîde.
(Nibelungenlied B, 28,1–2)*

,Vierhundert Schwertdegen sollten gekleidet sein / Mit dem jungen Könige.'
(ÜB: Simrock 1869)

,Vierhundert Knappen sollten zusammen mit Siegfried die Ritterkleidung tragen.'
(ÜB: Grosse 2010)

Im ersten Teil des Verses wird das Thema der Aussage genannt: *Vier hundert swertdegene*. Dieses Referenzobjekt wird im zweiten Teil des Verses mit einem rückverweisenden Pronomen (*di*) noch einmal aufgenommen. Durch diese Zweiteilung sind die einzelnen Kommunikationseinheiten für die Rezipienten in einer mündlichen Kommunikationssituation kognitiv leichter verarbeitbar. Referenz-Aussage-Strukturen werden daher häufig in der gesprochenen Sprache verwendet (vgl. Chafe 1994) und gelten in den historischen Sprachstufen als Indiz einer ‚oralen‘ Syntax. In den Übersetzungen in (17) werden diese Konstruktionen jedoch nicht ins Gegenwartsdeutsche übernommen. Die Übersetzungen scheinen sich dagegen eher den schriftsprachlichen Normen des Gegenwartsdeutschen anzupassen, womit der mündliche Charakter der Versepen zurückgenommen wird.

Auch die Partikel *dô*, die in narrativen Texten in hoher Frequenz vorkommt und ähnlich wie ‚und dann‘ im gesprochenen Gegenwartsdeutschen dazu dient, den jeweils nächsten Handlungsschritt anzuzeigen und damit die Geschichte zu gliedern und strukturieren, gilt als Merkmal mündlichen Erzählens, wird in den Übersetzungen aber nicht immer wiedergegeben. Das zeigt exemplarisch der Ausschnitt aus dem bereits unter (7) angeführten Beleg aus dem *Herzog Ernst*.

- | | |
|---|---|
| <p>(18) dô wânden die helde guote
daz in sô wol solde ergân.
dô steic der eine schifman
ze oberest ûf den masboum.
dô treip sie des meres stroum
vaste gegen der selben habe.
do erschrac er sêre dar abe,
do er den berc erkande.
dô was im leide und ande:
her nider in das schif dô¹⁰
ruofte er den recken sô
(<i>Herzog Ernst</i>, 3918–3928)</p> | <p>,Die edlen Helden glaubten nämlich,
dass es ihnen gut gehen würde.
Dann stieg jedoch einer der Schiffsleute
in die Spitze des Mastbaumes,
als die Meeresströmung sie sehr stark
gegen diesen Schiffsplatz trieb.
Da erschrak der Mann sehr,
als er den Berg erkannte.
Kummer und Schmerz erfüllten ihn.
Er rief den Rittern
unten im Schiffe zu:‘
(ÜB: Sowinski 2003)</p> |
|---|---|

Der Beleg zeigt, dass nicht alle der *dô*-Vorkommen im Gegenwartsdeutschen übersetzt werden. Das Beispiel ist durchaus kein Einzelfall. Eine vollständige Zählung der Vorkommen von *dô* im *Herzog Ernst* kommt zu dem Ergebnis, dass von den 423 *dô*-Belegen mit Partikelfunktion 136 Belege (= 32%) in der Übersetzung von Sowinski 2003 keine Entsprechung im gegenwartsdeutschen Zieltext haben. Dies gilt insbesondere für die Fälle, in denen die zeitlichen Verhältnisse bereits aus dem Kontext hervorgehen, beispielsweise wenn ein durch *dô* eingeleiteter Temporalsatz vorausgeht.

- | | |
|--|--|
| <p>(19) dô der herzoge ir jâmer sach
wider den grâven er dô sprach.
(<i>Herzog Ernst</i> 3265f.)</p> | <p>,Als der Herzog diesen Jammer erblickte,
sagte er zum Grafen:‘
(ÜB: Sowinski 2003)</p> |
|--|--|

Es ist zu vermuten, dass die Übersetzung bei der Übertragung von *dô* die stilistischen Normen der gegenwartsdeutschen Schriftsprache berücksichtigt und versucht, die hochfrequenten Wiederholungen von *dô* (423 Belege in der Funktion als Partikel, 142 Belege in der Funktion als Konjunktion in insgesamt 6022 Versen) zu vermeiden. Dafür spricht auch die stilistische Varianz bei der Wiedergabe der Partikel. Nur in etwa 10% der Fälle wird *dô* mit ‚da‘ übersetzt. Gerade bei einem mehrfachen Vorkommen der Partikel in einer Passage werden Varianten wie ‚dann‘, ‚darauf‘, ‚daraufhin‘, ‚damals‘, aber auch das nähedeiktische ‚jetzt‘ bzw. ‚nun‘ sowie das Lokaladverb ‚dort‘ verwendet. Insgesamt ist dabei die Bemühung abzulesen, in der Übersetzung die kausal-zeitlichen Verhältnisse zu spezifizieren, wohingegen diese bei der Verwendung der mhd. Partikel *dô* unterspezifiziert bleiben. Die Übersetzungspraxis orientiert sich damit an der schriftsprachlichen Norm des Gegenwartsdeutschen für stilistische Varianz und explizite Markierung der semantischen Beziehungen. Der repetitive Cha-

¹⁰ *da* laut Edition von Weber 1994.

rakter der frequenten Verwendung von *dô* wird dagegen nicht wiedergegeben, so dass dieser Aspekt des oral geprägten Ausgangstextes nivelliert wird.

An der kleinen Partikel *dô* zeigt sich damit *in nuce* das Problem der semantischen Unbestimmtheit in der Übersetzungspraxis, da deutlich wird, wie die Diskursmuster der Zielsprache als selbstverständlich vorausgesetzt werden und die Übersetzungen prägen.

5 Konsequenzen und Implikationen: Brauchen wir eine Theorie diachronen Übersetzens?

Ein Band zum diachronen Übersetzen impliziert die Frage, welche Aspekte für das diachrone im Vergleich zum synchronen Übersetzen spezifisch sind, und damit verbunden, ob diese Spezifika eine Theorie diachronen Übersetzens erforderlich machen. Daran würde sich auch die Frage anschließen, ob die Texte historischer Sprachstufen bzw. das Mittelhochdeutsche in besonderem Maße „unübersetzbar“ sind.¹¹ Aus einer typologisch orientierten Sicht wäre diese Frage zunächst zu verneinen: Als eine Sprache, die vom Gegenwartsdeutschen so stark abweicht, dass ein Übersetzungsprozess notwendig wird, wäre sie im Vergleich zunächst wie jede andere fremde Sprache zu betrachten. Erfahrungen in Einführungskursen und Proseminaren lehren, dass die Diskrepanz zwischen dem Alt- und Mittelhochdeutschen zum Gegenwartsdeutschen als so groß wahrgenommen wird, dass ein unmittelbares Verstehen in der Regel nicht möglich ist. Die Probleme, die sich beim Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen in das Gegenwartsdeutsche ergeben, unterscheiden sich damit zunächst nicht grundlegend von den Problemen der synchronen Übersetzungspraxis. Auch die enge Verwandtschaft der beiden Sprachstufen und die daraus resultierenden Ähnlichkeiten zwischen den beiden Sprachen bzw. Sprachvarietäten wären noch kein Argument, das eine Sonderstellung des diachronen Übersetzens rechtfertigen würde. Auch beim synchronen Übersetzungsprozess ergeben sich jeweils unterschiedliche Konstellationen in Bezug auf die Nähe zwischen Ausgangs- und Zielsprache. So weisen auch das Niederländische und das Gegenwartsdeutsche beispielsweise viele strukturelle Ähnlichkeiten auf. ‚Falsche Freunde‘ im semantischen wie grammatischen Bereich sind damit zwar ein Übersetzungs-Problem, das im Mittelhochdeutschen häufig auftritt, aber keineswegs nur das diachrone Übersetzen betrifft (vgl. ndl. *flink* ‚tüchtig‘). Aus einer typologischen Perspektive könnte man insofern argumentieren, dass das diachrone Übersetzen nichts anderes ist als synchrones Übersetzen, wobei partikuläre Schwierigkeiten durch die jeweilige Nähe bzw. Distanz der beiden Sprachen in Bezug auf Grammatik, Lexik, Textstruktur und der jeweiligen kulturellen Kontexte bedingt sind.

¹¹ Vgl. Wehrli (1962: 514): „Es gibt kaum unübersetzbarere Texte als die Mittelhochdeutschen.“ Zu weiteren Belegen dieses Topos vgl. Sharma (2012: Anm. 8).

Diese Argumentation ließe sich auch auf die Unterschiede verschiedener Texttraditionen übertragen: Ein weiteres Problem beim Übersetzen diachroner Sprachstufen des Deutschen resultiert daraus, dass sich nicht nur die grammatischen und lexikalischen Strukturen gewandelt haben, sondern auch Textsorten verloren gegangen bzw. neue entstanden sind. Im Fall des mittelhochdeutschen Versepos etwa findet sich keine entsprechende Textsorte mehr im Gegenwartsdeutschen, so dass der epischen Sprache als einem Register, das gleichzeitig einen hohen Elaboriertheitsgrad, Merkmale mündlicher Performanz und einen besonderen Stil aufweist, der es von der Alltagssprache unterscheidet (vgl. Finnegan 1977: 109), ein funktionales Äquivalent fehlt. Auch das aber ist ein Phänomen, das nicht nur die historischen Sprachstufen betrifft, sondern auch das synchrone Übersetzen. Ähnliches ließe sich auch für das Nebeneinander der Varianten in den verschiedenen überlieferten Handschriften konstatieren.

Ein Unterschied, der als spezifisch für das diachrone Übersetzen bleibt, ist das Fehlen von Gewährspersonen und die oft unzureichende Rekonstruierbarkeit soziokultureller historischer Kontexte. Innerhalb von Quines Gedankenexperiment wäre es möglich, die Unsicherheiten bei der Übertragung durch weiteres Nachforschen zumindest zu verringern. Nach dem ersten Erlernen der Basisstrukturen der neuen Sprache könnte man etwa versuchen, mit verschiedenen Testsätzen und psycholinguistischen Experimenten mit unterschiedlichen Stimuli zu erforschen, ob *gavagai* dem eigenen Konzept von ‚Kaninchen‘ entspricht. Notwendige Voraussetzungen für solche Untersuchungen sind aber Gewährspersonen, die die jeweilige Sprache als Muttersprache verstehen und damit die Grammatikalität der vorgelegten sprachlichen Strukturen kompetent bewerten können. Beim diachronen Übersetzen bleibt hier nur der Blick in das überlieferte Material, wobei dieses einerseits in der Regel mehrere Interpretationen zulässt und andererseits die Frage nach der Repräsentativität der Belege aufgrund ihrer nur fragmentarischen Erhaltung offenbleiben muss.

In dieser Hinsicht war es nicht das Ziel des Artikels, Übersetzungsstrategien für den Umgang mit bestimmten grammatischen Konstruktionen vorzuschlagen. Ziel des Artikels war es vielmehr, auf die semantische Unbestimmtheit auch grammatischer Strukturen hinzuweisen und offenzulegen, wie Diskursmuster des Gegenwartsdeutschen Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen prägen. Angesichts dieser Erkenntnis rückt umso mehr die Notwendigkeit des Versuchs einer Annäherung an die fremde Sprache des Mittelhochdeutschen in den Vordergrund. Unter diesem Zweck könnte der linguistische Blick auf das Übersetzen zunächst schematisch und holzschnittartig aussehen, da vordergründig zunächst eine möglichst transparente Übertragung angestrebt wird. Letztlich dient das Verfahren aber dazu, eine methodisch abgesicherte Grundlage bereitzustellen, um die Perspektivierungsleistung hinter der wörtlichen Bedeutung der Strukturen freizulegen. Ziel ist dabei nicht eine finale Übersetzung, sondern sich der Kaninchenhaftigkeit der mittelhochdeutschen Grammatik anzunähern. Mit anderen Worten: *Übersetzen* als Erkenntnisinstrument.

Literaturverzeichnis

Quellen

- Der deutsche „Lucidarius“. Band 1. Kritischer Text nach den Handschriften. Dagmar Gottschall & Georg Steer (Hrsg.) (1994). (Texte und Textgeschichte 35) Tübingen.
- Herzog Ernst. In: Untersuchung und überlieferungskritische Edition des Herzog Ernst B. Mit einem Abdruck der Fragmente von Fassung A. Cornelia Weber (Hrsg.) (1994). (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 611) Göppingen.
- Herzog Ernst. Ein mittelalterliches Abenteuerbuch. In der mittelhochdeutschen Fassung B nach der Ausgabe von Karl Bartsch mit den Bruchstücken der Fassung A. Bernhard Sowinski (Hrsg. und Übers.) (2003). (Reclams Universal-Bibliothek 8352) Stuttgart.
- Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen. Edward Schröder (Hrsg.) ([1892] 1895). Hannover. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb00000775?page=,1> (Stand: 02.01.2023).
- Konrad von Würzburg: Trojanerkrieg (1858). Stuttgart (Reprint Amsterdam 1965). Elektronischer Text bezogen aus dem Oxford Text Archive (<http://ota.ahds.ac.uk/>), korrigiert und weitergehend XML-ausgezeichnet im Mittelhochdeutschen Wörterbuch (<http://www.mhdwb-online.de>).
- Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgabe von Karl Lachmann und Moriz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus bearb. von Hugo Moser und Helmut Tervoooren. Bd. I: Texte. 38., erneut revidierte Auflage. Mit einem Anhang: Das Budapester und Kremsmünsterer Fragment (1988). Stuttgart.
- Das Nibelungenlied. Urtext mit Übertragung. Karl Simrock (Übers.) (1868). Stuttgart.
- Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach der Handschrift B. Ursula Schulze (Hrsg.). Siegfried Grosse (Übers.) (2010). (Reclam-Bibliothek) Stuttgart.
- Prosalancelot I–II. Nach der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. germ. 147, hrsg. von Reinhold Kluge, ergänzt durch die Handschrift Ms. allem. 8017–8020 der Bibliothèque de l’Arsenal Paris. Hans-Hugo Steinhoff (Hrsg. und Übers.) (1995). (Bibliothek des Mittelalters 14–15. Bibliothek deutscher Klassiker 123) Frankfurt am Main.
- Der Stricker: Erzählungen, Fabeln, Reden. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Otfrid Ehrismann (Hrsg. und Übers.) (1992). (Reclams Universal-Bibliothek 8797) Stuttgart.
- Tatian. Lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar. Eduard Sievers (Hrsg.). Zweite, Neubearb. Ausgabe [1892]. Unveränderter Nachdruck Paderborn 1966.
- Wolfram von Eschenbach: Parzival. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Karl Lachmann. Wolfgang Spiewok (Übers.). 2 Bde. (1981). (Reclams Universal-Bibliothek 3681/3682) Stuttgart.
- Wolfram von Eschenbach: Parzival. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Mit Einführung zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der Parzival-Interpretation. Peter Knecht (Übers.) (2003). Berlin/Boston. Übersetzung von Karl Simrock auf <https://www.projekt-gutenberg.org/eschenba/parzitu/index.html> (Stand: 23.12.2024).
- Wolfram von Eschenbach: Parzival. Dietmar Peschel (Übers.). Erlangen. https://opus4.kobv.de/opus4-fau/files/9708/DietmarPeschel_Parzival_OPUS.pdf (Stand: 10.08.2023).

Forschungsliteratur

- Bär, Jochen A. (2019): Deutsch und Vordeutsch – sprachhistorische Daten und Fakten. In: Jochen A. Bär, Anja Lobenstein-Reichmann & Jörg Riecke (Hrsg.): Handbuch Sprache in der Geschichte. (Handbücher Sprachwissen 8) Berlin/Boston, 105–132.
- Behaghel, Otto (1924): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band II. Die Wortklassen und Wortformen. Heidelberg.
- Bybee, Joan, William Pagliuca & Revere D. Perkins (1994): The evolution of grammar. Tense, aspect, and modality in the languages of the world. Chicago/London.
- Chafe, Wallace (1994): Discourse, Consciousness and Time. The Flow and Displacement of Conscious Experience in Speaking and Writing. Chicago.
- Dentler, Sigrid (1997): Zur Perfekterneuerung im Mittelhochdeutschen. Die Erweiterung des zeitreferentiellen Funktionsbereichs von Perfektfügungen. (Göteborger germanistische Forschungen 37) Göteborg.
- De Waard, Jan & Eugene Nida (1986): From one language to another. Functional equivalence in Bible translating. Camden/Nashville/New York.
- Diewald, Gabriele & Mechthild Habermann (2005): Die Entwicklung von *werden* + Infinitiv als Futurgrammem. Ein Beispiel für das Zusammenwirken von Grammatikalisierung, Sprachkontakt und soziokulturellen Faktoren. In: Torsten Leuschner, Tanja Mortelmans & Sarah de Groot (Hrsg.): Grammatikalisierung im Deutschen. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 9) Berlin/New York, 229–250.
- Finnegan, Ruth (1977): Oral Poetry. Its nature, significance and social context. Cambridge.
- Habermann, Mechthild (2010): Pragmatisch indizierte Syntax des Mittelhochdeutschen. In: Arne Ziegler (Hrsg.): Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven. Berlin/New York, 449–470.
- Huntemann, Willi (1992): Unübersetzbarkeit – Vom Nutzen und Nachteil eines Topos. In: Jahrbuch für internationale Germanistik 1, 104–122.
- Kopetzki, Annette (1996): Beim Wort nehmen. Sprachtheoretische und ästhetische Probleme der literarischen Übersetzung. Stuttgart.
- Kuroda, Susumu (2005): Zum Plusquamperfekt bei Otfrid von Weissenburg. In: Neuphilologische Mitteilungen 106, 259–272.
- Langacker, Ronald W. (1991): Concept, image, and symbol. The cognitive basis of grammar. Berlin.
- Leiss, Elisabeth (1992): Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. (Studia linguistica Germanica 31) Berlin/New York.
- Leiss, Elisabeth (2002): Der Verlust der aspektuellen Verbpaare und seine Folgen im Bereich der Verbalkategorien des Deutschen. In: Japanische Gesellschaft für Germanistik (Hrsg.): Grammatische Kategorien aus sprachhistorischer und typologischer Perspektive. Akten des 29. Linguisten-Seminars, Kyoto 2001. München, 26–41.
- Leiss, Elisabeth (2009): Sprachphilosophie. (De-Gruyter-Studienbuch) Berlin/New York.
- Mertens, Volker (2000): Kreatives Übersetzen mittelhochdeutscher Lyrik. Ein Werkstatt-Bericht über angewandte Rezeptionsästhetik. In: Mark Chinca, Joachim Heinzle & Christopher Young (Hrsg.): Blütezeit. Festschrift für L. Peter Johnson zum 70. Geburtstag. Tübingen, 141–158.
- Paul, Hermann (2007): Mittelhochdeutsche Grammatik. 25. Auflage. Neu bearbeitet von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms & Klaus-Peter Wegera. Mit einer Syntax von Ingeborg Schröbler, neubearb. und erw. von Heinz-Peter Prell. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Hauptreihe A 2) Tübingen.
- Pfefferkorn, Oliver (2005): Die periphrastischen Futurformen im Mittelhochdeutschen. In: Sprachwissenschaft 30, 309–330.
- Quine, Willard Van Orman ([1960] 2010): Word and Object. Cambridge, MA.

- Reichert, Hermann (2017): Einleitung zum Textteil. In: Hermann Reichert (Hrsg.): Das Nibelungenlied. Text und Einführung. (De Gruyter Texte) Berlin/New York, 3–42.
- Salevsky, Heidemarie (2001): Übersetzungstyp, Übersetzungstheorie und Bewertung von Bibelübersetzungen. Ein Beitrag aus übersetzungstheoretischer Sicht. In: Walter Groß (Hrsg.): Bibelübersetzung heute. Geschichtliche Entwicklungen und aktuelle Herausforderungen. Stuttgarter Symposium 2000. (Arbeiten zur Geschichte und Wirkung der Bibel 2) Stuttgart, 119–150.
- Salmons, Joseph (2012): A history of German. What the past reveals about today's language. Oxford.
- Saran, Franz (1975): Das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen. Neubearb. von Bernd Nagel. 6., ergänzte Auflage. Berlin/New York.
- Schecker, Michael (1994): Vom prädikativ gebrauchten Partizip II zu den modernen Perfekttempora des Deutschen – eine historische Vergewisserung. In: Daniel Bresson & Martine Dalmas (Hrsg.): Partizip und Partizipialgruppen im Deutschen. (Eurogermanistik 5) Tübingen, 211–229.
- Schmid, Hans Ulrich (2000): Die Ausbildung des *werden*-Futurs. Überlegungen auf der Grundlage mittelalterlicher Endzeitprophezeiungen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 67, 6–27.
- Schrodt, Richard (2004): Althochdeutsche Grammatik II. Syntax. (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A 5, 2) Tübingen.
- Sharma, Abhimanyu (2012): Probleme des Übersetzens mittelhochdeutscher Literatur in das Deutsch der Gegenwart. Ausgewählte Beispiele. Masterarbeit Universität Bremen. URL: https://www.academia.edu/38368244/Probleme_des_Übersetzens_mittelhochdeutscher_Literatur_in_das_Deutsch_der_Gegenwart_Ausgewählte_Beispiele?auto=download (Stand: 28.12.2022).
- Solms, Hans-Joachim (1991): Zur Wortbildung der Verben in Hartmann von Aue ‚Iwein‘ (Hs. B) und ‚Gregorius‘ (Hs. A): Das Präfix *ge-* im System der verbalen Präfigierung. Zugleich ein Beitrag zur Diskussion historischer Wortbildung. In: Klaus-Peter Wegera (Hrsg.): Mittelhochdeutsche Grammatik als Aufgabe. Berlin (Zeitschrift für deutsche Philologie 110, Sonderheft), 110–140.
- Sowinski, Bernhard (2003): Nachwort. In: Herzog Ernst. Ein mittelalterliches Abenteuerbuch. In der mittelhochdeutschen Fassung B nach der Ausgabe von Karl Bartsch mit Bruchstücken der Fassung A. Bernhard Sowinski (Hrsg. und Übers.). (Reclams Universal-Bibliothek 8352) Stuttgart, 403–427.
- Szczepaniak, Renata (2009): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen.
- Verhagen, Arie (2010): Construal and perspectivization. In: Dirk Geeraerts & Hubert Cuyckens (Hrsg.): The Oxford Handbook of Cognitive Linguistics. Oxford, 48–81.
- Wegera, Klaus Peter, Simone Schultz-Balluff & Nina Bartsch (2019): Mittelhochdeutsch als fremde Sprache. Eine Einführung für das Studium der germanistischen Mediävistik. 4. Aufl. Berlin.
- Wehrli, Max (1962): Deutsche Lyrik im Mittelalter. 2., durchgesehene Aufl. Zürich.
- Weren, Wim J. C. (2002): Translation, Interpretation and Ideology. A Response to Jeremy Punt. In: Athalya Brenner & Jan Willem van Henten (Hrsg.): Bible Translation on the Threshold of the Twenty-First Century. Authority, Reception, Culture and Religion. (Journal for the study of the old testament. Suppl. Series 353) London/New York, 125–131.
- Zeman, Sonja (2010): Tempus und „Mündlichkeit“ im Mittelhochdeutschen. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und „Historischer Mündlichkeit“ im mittelhochdeutschen Tempussystem. (Studia linguistica Germanica 102) Berlin/New York.
- Zeman, Sonja (2013): Zur Diachronie der Modalverben: *sollen* zwischen Temporalität, Modalität und Evidentialität. In: Werner Abraham & Elisabeth Leiss (Hrsg.): Funktionen von Modalität, (Linguistik – Impulse & Tendenzen 55) Berlin/Boston, 335–366.
- Zeman, Sonja (2020): Textgrammatik in der dritten Dimension. Das mittelhochdeutsche Plusquamperfekt als Konnektor von *mental spaces*. In: Delphine Pasques & Claudia Wich-Reif (Hrsg.): Textkohärenz und Gesamtsatzstrukturen in der Geschichte der deutschen und französischen Sprache vom 8. bis zum 18. Jahrhundert. (Berliner sprachwissenschaftliche Studien 35) Berlin, 173–199.